Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 184 (2016)

Heft: 47

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

47/2016 • 24. NOVEMBER • 184. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

50 JAHRE KGB

Der 3. Oktober 1966 ist wohl der eigentliche Geburtstag des vor 50 Jahren erschienenen Kirchengesangbuchs (KGB). An jenem Montag fand im Bahnhofbuffet Zürich der zentrale Einführungstag für das erste deutsch-schweizerische Kirchengesangbuch statt.

Wenige Tage später, am 6. Oktober, schrieb Markus Jenny in der NZZ-Morgenausgabe über den Einführungstag: «In der augenblicklich wenig feierlichen Umgebung eines Konferenzsaales des Zürcher Bahnhofbuffets wurde am Montag ein Geburtstag von grosser Bedeutung gebührend gefeiert. Nach nur achtjähriger Arbeit liegt das erste gemeinsame Kirchengesangbuch für die römisch-katholischen Diözesen der deutschsprachigen Schweiz vor.» Jenny bewertete dies als die wichtigste Frucht des Konzils und bewunderte Planmässigkeit und Schnelligkeit der Herausgabe, mit der die Einführung auf den Beginn des Kirchenjahres 1966/67 nur zwei Jahre nach dem Konzilsende möglich wurde.

Die Vorgeschichte

Die Geschichte des KGB, die Paul Schwaller vor 20 Jahren umfassend zusammengefasst hat,[1] ist lang und kurz zugleich. Die Idee eines gemeinsamen Liederbuches für die Deutschschweizer Bistümer kam schon in den frühen 1920er-Jahren auf, nachdem die Fuldaer Bischofskonferenz 1916, ausgelöst durch Kriegsdienst im Deutschen Reich, 23 Lieder für alle deutschen Diözesen vorgeschrieben hatte. Die Zeit für eine bistumsübergreifende Lösung in der Schweiz war noch nicht gekommen. Erfolgversprechende Anstrengungen seitens Vertretern des Bistums St. Gallen wurden jäh 1940 von ihren Basler Kollegen abgeblockt. 1942 erschien das Basler «Laudate», 1947 die drei anderen Gesangbücher der Bistümer Chur, St. Gallen und Sitten. Erst die grossen Bevölkerungsbewegungen in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg bewog die «Arbeitsgemeinschaft sozialer Standesvereine der Schweiz» (KAB), 1957 die Schweizer Bischofskonferenz zu bitten, ein Kirchengesangbuch und einen Katechismus für die ganze Deutschschweiz einzuführen. Die Schweizer Bischofskonferenz setzte eine Zentralkommission mit Vertretern aus den fünf ganz oder teilweise deutschsprachigen Schweizer Bistümern ein. Diese legte trotz der ungewissen Zeit vor dem Konzil die Grundlagen für das neue KGB. Da Musik und Sprache eminent wichtig waren, wurden 1962 Expertenkommissionen für Musik, Literarisches und Liturgisches eingesetzt. Diese bearbeiteten zuerst die Psalmen, dann die Kirchenlieder, Gebete und Andachten und den Beichtspiegel. Bereits am 5. Juli 1965 genehmigte die Bischofskonferenz das vorgelegte Manuskript.

Die Verwirklichung und Einführung

Damit begann die Zeit der Verwirklichung. Die drucktechnische Realisierung war mit den damaligen Gegebenheiten noch weit komplizierter als heute. Mit der Gründung des bis heute bestehenden und auch für das heute gebräuchliche KG verantwortliche «Vereins für die Herausgabe des Katholischen Kirchengesangbuches der Schweiz» wurde die juristische Grundlage gelegt. Alle Rechte betreffend KGB und KG liegen bei diesem

593 KIRCHEN-GESANGBUCH
595 LESEJAHR
596 MUSIK IM GOTTESDIENST
599 KATH.CH 7 TAGE
603 FORSCHUNG EHRENSPERGER
605 GEMEINDE-KIRCHE
607 AMTLICHER TEIL

KIRCHEN-GESANGBUCH

Der Historiker und promovierte Theologe Urban Fink-Wagner, 2004 bis 2012 Redaktionsleiter der SKZ, ist Geschäftsführer der Inländischen Mission und Präsident des Vereins Freunde Liturgisches Institut.

Verein. Das KGB wurde in den zwei heute nicht mehr bestehenden Druckereien Union Druck und Verlag AG Solothurn und Benziger Einsiedeln im Handsatz gesetzt und gedruckt.

Am 3. Oktober 1966 fand in Zürich der zentrale Einführungstag statt, an dem die ersten Druckexemplare den Teilnehmern übergeben werden konnten. Neben dem eigentlichen KGB als Volksausgabe wurden ein Vorsängerbuch, ein Orgelbuch, ein Werkbuch für den Klerus und die Chorleiter sowie 25 Schallplatten herausgegeben, welche die Einführung des KGB wesentlich erleichterten. Das Werkbuch sollte eine Hilfe für den richtigen Einsatz des KGB sein. Das Jahr 1967 wurde mit deren Einführung und Anwendung das «Jahr der Hilfsmittel zum KGB» und das Jahr 1968 zum «Jahr des Orgelbuches und der Schallplatten».

Revisionen von 1972 und 1978

1972 beauftragte die Schweizer Bischofskonferenz die Kirchenmusikkommission und das Liturgische Institut, das Gesangbuch in Verbindung mit dem Verein für die Herausgabe des KGB einer Revision zu unterziehen. Dadurch wurden die seit 1966 erfolgten liturgischen Reformen aufgearbeitet und Wünsche und Erfordernisse der Gottesdienstbesucher und Pfarreien eingearbeitet. Eine Übernahme des Einheitsgesang- und Gebetbuches (EGB), das spätere «Gotteslob», wurde noch nicht erwogen, weil man das erst sechs Jahre alte KGB noch nicht aufgeben und ersetzen wollte. 1977 entschied sich auch die Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz gegen eine sofortige Übernahme des «Gotteslob», ebenfalls gegen eine Totalrevision des KGB, das 1978 eine Teilrevision erfuhr sowie 1988 nochmals als Nachdruck erschien.

1996 stellte Paul Schwaller als langjähriger Bischöflich Beauftragter der SBK und Geschäftsführer des Vereins fest, dass die Volksausgabe des KGB vergriffen, alle Hilfsmittel ausverkauft waren und er die Hälfte seines Lebens, nämlich 34 Jahre, neben den seelsorgerlichen Aufgaben dem KGB gewidmet hatte. So schloss sich für ihn der KGB-Kreis, und er demissionierte als Geschäftsführer des Vereins.

Das KGB dürfte mit einer Gesamtauflage von zwei Millionen Exemplaren einer der wenigen Renner der Schweizer Buchdruckgeschichte sein. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, dass sich früher die Gläubigen ein persönliches KGB-Exemplar anschafften, während nun seit gut zwei Jahrzehnten die Gesangbücher in der Kirche zum Gebrauch bereitliegen. Damit kann heute das Ziel, dass das Kirchengesangbuch auch für das Beten und Feiern in der Familie eine Hilfe sein will, nicht mehr erfüllt werden.

KG mit Gemeinsamkeiten

Die bisher nie erreichte Gemeinsamkeit mit dem gleichzeitig erschienenen Evangelisch-reformierten Gesangbuch (RG) und dem Christkatholischen Gebet- und Gesangbuch (CN) macht eine Stärke des neuen KG aus. 238 Gesänge darin sind gemeinsam. Diese Entwicklung wurde bereits durch das KGB mit 48 ökumenischen Liedern vorbereitet, eingebracht von Paul Schwaller, der sich dafür auf ein reformiertes Liederbuch abstützte.

Das neue KG von 1998

Zwischen 1988 und 1998 wurde in enger Zusammenarbeit mit der Schweizer evangelisch-reformierten Gesangbuchkommission, die zeitgleich das Evangelisch-reformierte Gesangbuch RG vorbereitete, das neue Kirchengesangbuch KG erstellt.[2] Beide Gesangbücher wurden mit einem ökumenischen Fernsehgottesdienst am 1. November 1998 in Luzern offiziell eingeführt. Somit war das KGB über 32 Jahre im Gebrauch, was für eine solche Interimslösung, als welche das KGB gedacht war, eine enorm lange Lebensdauer darstellt. In einem Rückblick von 2008 spricht Walter Wiesli, der die Hauptverantwortung für die Herausgabe des KG von 1998 trug, von einem Liederfrühling im 21. Jahrhundert, wurden doch nicht nur in den öffentlich-rechtlich anerkannten Kirchen, sondern auch in den Freikirchen und freikirchlichen Verbänden nach 1960 zahlreiche neue Liederbücher herausgegeben.[2] Das KGB hat innerhalb der römisch-katholischen Kirche für diese Entwicklung eine gute Grundlage geschaffen, die nun durch das bald zwanzigjährige KG weitergetragen wird.

Positives Fazit

Martin Hobi zog 2003, fünf Jahre nach der Herausgabe des Katholischen Gesangbuches KG, welches das KGB ablöste, ein positives Fazit über das KGB: «Die Erarbeitung und mutige Herausgabe des ersten überdiözesanen Kirchengesangbuchs (KGB 1966) in dieser frühen Phase der Liturgiereform erweist sich auch aus geschichtlicher Distanz als geglückt.»[3] Vor kurzem, 2013/2014, erschien ein neues «Gotteslob». Angesichts des geradezu unermesslichen Aufwandes von Paul Schwaller für das KGB und von Walter Wiesli für das KG und angesichts der heute fehlenden personellen Ressourcen dürfte wohl zukünftig, wenn ein neues Kirchengesangbuch in der Schweiz gewünscht wird, ein solcher Entscheid in Richtung «Gotteslob» ausfallen, ergänzt mit einem grossen Eigenteil für die Deutschschweiz.

Urban Fink-Wagner

[1] Paul Schwaller: 40 Jahre Gesangbuchgeschichte, 30 Jahre KGB. Chronologischer Gesamtbericht des bischöflich Beauftragten und Geschäftsleiters des Vereins. Solothurn 1996, 213 S. (als Manuskript in verschiedenen Schweizer Bibliotheken einsehbar). Vom gleichen Autor stammen zwei Aufsätze über die Geschichte des KGB: Von der Entstehungsgeschichte des katholischen Kirchengesangbuches, in: Katholische Kirchenmusik. Zeitschrift für sakrale Musik und Liturgie, Heft 6/November 1966, 287–295, und Die Schweizer Einheitslieder. Wie es zum katholischen Kirchengesangbuch der Schweiz kam, in: Bruno Bürki-Martin Klöckener: Liturgie in Bewegung. Freiburg/CH-Genf 2000, 256–263. Diese Aufsätze bilden die Grundlage für den vorliegenden Artikel.

[2] Walter Wiesli: Zehn Jahre Kirchengesangbuch KG. Liederfrühling an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, in: SKZ 176 (2008), Nr. 44, 724–728.

[3] Martin Hobi: Kirchenmusik – «notwendig und integrierend», in: SKZ 171 (2003), Nr. 43, 760–762, hier 761.

DER VOR-LÄUFER: JOHANNES UND SEINE TAUFE

2. Adventssonntag: Mt 3,1–12

Aus christlicher, nachösterlicher Perspektive scheint es klar: Johannes ist «nur» der Vorläufer. Der «Stärkere», der erst nach ihm kommt, ist Jesus. Aus dieser Perspektive erzählen auch die Evangelien von Johannes dem Täufer. Doch es lohnt sich, sich für einmal in die vorösterliche Perspektive zurückzuversetzen.

Das ist die Perspektive der Frauen und Männer, die wohl im Jahr 27/28 n. Chr., noch vor dem Beginn des Wirkens Jesu, in grosser Zahl zu Johannes in die Wüste hinauszogen: Sie wollten sich von ihm neue Perspektiven für ihr Leben eröffnen lassen. Dabei setzte Johannes ganz auf die Kraft prophetischer Tradition: Er kleidete sich wie Elija (2 Kön 1,7f) und rief damit die Lebenshoffnungen der einfachen Bevölkerung wach, die schon bei Elija und Elischa ein offenes Ohr fanden. Geschichten von Heilungen und Geschenkwundern (1 Kön 17; 2 Kön 4), einer Brotvermehrung (2 Kön 4,42–44), einer wiedergefundenen Axt (2 Kön 6,1–7) waren noch in Erinnerung.

Matthäus formuliert die Verkündigung des Johannes, im Unterschied zu den anderen Evangelisten, exakt mit denselben Worten, mit denen er später die Botschaft Jesu beginnen lässt: «Kehrt um! Denn nahegekommen ist das Königtum der Himmel» (3,2 und 4,17). Matthäus macht Johannes und Jesus damit zu «theologischen Brüdern», so wie das Lukasevangelium sie zu leiblichen Verwandten macht. Johannes und Jesus gehören weitaus enger zusammen als wir es zu sehen gewohnt sind. Und: Gemeinsam sind sie Teil einer immer wieder neu aufkommenden frühjüdisch-messianischen Bewegung im 1. Jh. n. Chr. Flavius Josephus und das NT berichten von zahlreichen weiteren Predigern, Propheten und Messiasanwärtern, die mit Aufsehen erregenden Auftritten sowie einer eschatologischen Verkündigung bekannt geworden sind und rasch von den Römern umgebracht wurden (Apg 5,36f). Umso interessanter ist es, dem Spezifischen in ihrer Botschaft nachzugehen.

Die Johannestaufe: Ein jüdisches Umkehr-Ritual

Johannes verdichtete seine Verkündigung in einem Ritual, das tief in den heiligen Schriften wurzelte und zugleich ausserordentlich originell war. Er verband die jüdische Praxis regelmässiger, kultischer Reinigungsbäder und Waschungen (z.B. Lev 11; Mk 7,3f und auch 2 Kön 5) mit einer endzeitlichen Perspektive, die andere Propheten lange vor ihm formuliert hatten. Das Taufritual des Johannes könnte u.a. von folgenden Texten inspiriert sein: *Wascht euch, reinigt euch! Lasst ab von eurem üblen Treiben! Hört auf, vor meinen Augen Böses zu tun! Lernt, Gutes zu tun! Sorgt für das Recht! Helft den Unterdrückten! Verschafft den Waisen Recht, tretet ein für die Witwen! (Jes 1,16f) Ich giesse reines Wasser über euch aus, dann werdet ihr rein. Ich reinige euch von aller Unreinheit und von allen euren Götzen. (Ez 36,25) An jenem Tag wird für das Haus David und für die Einwohner Jerusalems eine Quelle fliessen zur Reinigung von Sünde und Unreinheit. (Sach 13,1)*

Die Waschungen werden bei Johannes zu einem einmaligen Geschehen verdichtet, das eine entschiedene innere Umkehr, gerechtes Handeln und eine Ausrichtung auf das gegenwärtig rettend-eschatologische Handeln Gottes zum Ausdruck bringt. Mit diesem Ritual und seiner Verkündigung sah sich Johannes als Vor-Bote endzeitlicher Ereignisse, aber offensichtlich nicht als alle(s) überragende messianische Figur. Wenn er von einem «Stärkeren» spricht, der nach ihm kommt, so kann damit aus seiner «vor-jesuanischen» Perspektive und im Licht des Mischzitats in Mt 3,3 nicht nur der Messias gemeint sein, wie es die nachösterliche Perspektive der Evangelisten selbstverständlich auf Jesus bezieht, sondern auch das Kommen Gottes selbst im Sinne des biblischen «Tages JHWHs».

Wüste und Galiläa als pastorale Lernorte

Diese Gerichtsbotschaft des Johannes wird häufig der Frohbotschaft Jesu gegenübergestellt. Allerdings hat diese «katechetische Polarisierung» gerade im Matthäusevangelium keinen Anhaltspunkt: Beide verkünden das Königtum Gottes und auch Jesus spricht im Mt häufig vom Gericht. Nach einer Zählung des Neutestamentlers Daniel Marguerat sind im Mt 40 Prozent aller Perikopen vom Endgericht «berührt», im Lk dagegen 19 Prozent und bei Mk nur 11 Prozent. Zwar ist es bezeichnend, dass Johannes seine Botschaft im rauen, asketischen Wüstenklima Judäas verkündet, Jesus hingegen später im überaus fruchtbaren, viel lebensfreundlicheren Galiläa und am See Genezareth. Darin dürften nicht nur persönlich-biografische, sondern auch theologische und «pastorale» Akzente zum Ausdruck kommen: Johannes setzt auf die persönliche und asketische Ausnahmesituation der Wüste, die an den Exodus erinnert. Jesus traut hingegen auch dem lebendigen Alltag viel Ausserordentliches zu. Doch ein allzu grosser Graben sollte zwischen Johannes und Jesus nicht aufgerissen werden: Beide verkünden das Königtum Gottes und stehen mit ihrer ganzen Existenz dafür ein.

Vor-Läufer heute

Wer könnte heute in die Fussstapfen des Vor-Läufers Johannes treten, den Boden bereiten für eine Verkündigung, bei der Gott selbst – das Königtum der Himmel, wie Matthäus sagt – wirken kann? In Zeiten von Pegida, Trump und Minarettverbot ist es kein Qualitätsmerkmal, wenn viele Menschen einer Person oder Sache nachlaufen. «Liken» kann beliebig, belanglos und sogar bösartig sein. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber hat das schon vor 65 Jahren auf den Punkt gebracht: «Erfolg ist keiner der Namen Gottes.» Nicht nur deshalb ist es anspruchsvoll, das Wirken Johannes' des Täufers im Lichte der Botschaft des Matthäusevangeliums in unsere Zeit zu übersetzen. Vielleicht müsste man angesichts unserer heutigen Massenphänomene gerade den umgekehrten Weg gehen und fragen, wo uns eine Person und Botschaft so tief berührt, dass sie unser Leben schöpferisch-penetrant durcheinanderzubringen vermag. Umkehr-Wege sind mühsam und geschehen oft im Verborgenen. Wer oder was öffnet mich dafür, dass solche Wege überhaupt beginnen können? Die Antworten dürften genauso individuell vielfältig sein wie die Motivationen derer, die damals zu Johannes in die Wüste hinausgezogen sind. *Detlef Hecking*

Johannes der Täufer

Melodie: «Kommt herbei, singt dem Herrn» = GL 270 = KG 43

Lied im Wechselgesang!

V
Vorläufer sein,
fremd und allein,
Zeichen am Weg, aber nicht das Ziel,
A
Kommendes sehn,
Wüsten begehn,
Läufer, nicht König im grossen Spiel:

V
dazu rief der Herr der Welten
dich, Johannes, in seinen Dienst,
A
und du liessest sein Wort gelten,
als du mahnend am Fluss erschienst.

V
Vorläufer sein,
machtlos und klein
vor dem, der handelt an Gottes statt,
A
nur ein Prophet,
der wieder geht,
wenn er den Auftrag beendet hat:

V
unbeirrter Wüstenrufer,
treu erfülltest du deinen Teil,
A
tauftest dort am Jordanufer
und bezeugtest das nahe Heil.

V
Vorläufer sein,
Gott lädt euch ein,
werdet Propheten mit Wort und Tat!
A
Gebt, was ihr seid,
ihm, der befreit,
er braucht zur Ernte auch eure Saat.

V
Dieser Ruf geht um die Erde –
du, Johannes, bist sein Gesicht.
A
Mit prophetischer Gebärde
zeig uns Christus, das wahre Licht!

Peter Gerloff

http://people.freenet.de/sehnde-kath/Johannes_der_Taeufer_.htm

MUSIK IM GOTTESDIENST – VIELFÄLTIG INTEGRIERT? (I)

MUSIK IM GOTTESDIENST

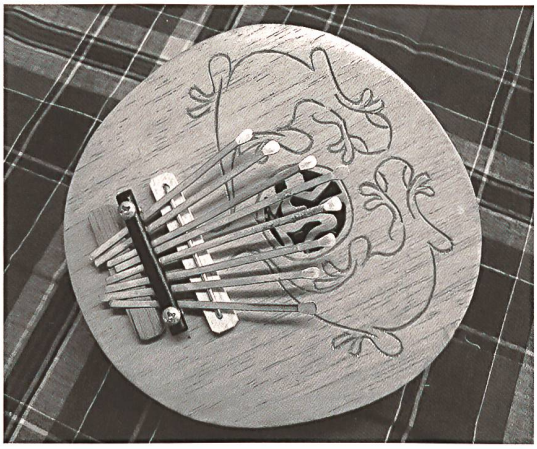
Dr. Stephan Schmid-Keiser ist Liturgiewissenschaftler und Redaktor bei der Schweizerischen Kirchenzeitung (SKZ).

In loser Folge erscheinen ab dieser Ausgabe Beiträge zum Thema Interpretation neuer Musikstile im Gottesdienst. Der Autor versteht diese als Anregung zu Reflexion und Gespräch. Kontrastreiches wird angesprochen, beginnend mit der Frage nach Integration vielfältiger Musik im Gottesdienst. Weitere Stichworte sind empirische Befunde und die stilistische Vielfalt der Gottesdienstmusik sowie ein Plädoyer für die Öffnung derselben zum Jazz.

Die Stimmen zur prekären Situation der Kirchenmusik sind in den letzten Jahrzehnten stärker geworden.[1] Seelsorgende und Musizierende stehen vor der Aufgabe, den achtsamen Umgang mit Form und Inhalt liturgischer Anlässe und Rituale zu pflegen. Sie kommen nicht umhin, der seit den 1960ern gestiegenen Vielfalt kultureller Ausdrucksformen im Blick auf liturgische Feiern Rechnung zu tragen. Gleichwohl gibt es einige Zurückhaltung gegenüber dem «crossover» unter den Musiksprachen, wie verschiedene Positionen zeigen.[2] Die kontrovers geführten Diskussionen tangieren Sprache, Bild und Ton als die tragenden Elemente von Gottesdiensten. Man steht vor etlichen Dilemmas und hat Neues und Altes – sei es im Liedgut oder in musikalischen Ausdrucksformen – in ein angemessenes Verhältnis zu bringen. Zudem sucht die Interpretation von Musik in der Liturgie nach neuen Profilen. Wie viel Spielraum dem kulturellen Ausdruck der Lebens- und Glaubenserfahrung dabei gegeben ist, wird zur entscheidenden Frage für Gruppen und Gemeinschaften in den Ortsgemeinden. Sie interpretieren ihre Glaubenspraxis eingebettet in die Interpretation kirchenmusikalischer Werke, deren Spektrum eine «irisierende Vielfalt»[3] zeigt. Zeitgenössische geistliche Musik kommt in Konzerten zur Aufführung, bleibt aber Randerscheinung in Gottesdiensten. Dort soll Kirchenmusik vorab «anwendungsorientiert» und theologisch begründet sein.[4]

Den Glauben musikalisch interpretieren

Weil Musik «immer viel- und mehrdeutig»[5] ist, wird sie im Gottesdienst einer spezifischen Zielsetzung dienen müssen. Was Kirchenmusik sein kann, hängt damit von ihrer möglichen und begrenzten Integration in gottesdienstliches Handeln und Feiern der Versammelten ab. Denn es ist das spezifische Ziel jeder Gottesdienstmusik, der konkreten Glaubenshaltung musikalisch Ausdruck zu verleihen. Das bedeutet, mit Stimmen und Instrumenten nicht nur



Indonesisches Daumenklavier.

Klänge zu erzeugen, sondern durch Interpretieren von Werken aus Geschichte und Gegenwart inhaltlich die Feiern des Glaubens mitzutragen. Ihre Interpretation ist «im Rahmen des sich immer pluralistischer auffächernden Musiklebens» zu sehen, dessen Entwicklungen sich in der Moderne «verlässlicher Prognose» entziehen.[6] Musik wird massenmedial vermarktet und in Kirchen und Konzertsälen interpretiert. Deren Rahmen verlangt nach geordnetem Hör-Verhalten. Kaum erfolgen in der Welt klassischer Musik ungewohnt spontane Äusserungen, was der Dirigent Armin Brunner zugespitzt charakterisierte: «Der Konzertsaal ist eine Kathedrale, ein volltabuisierter Raum, in dem das Hochamt strenger geregelt ist als in jedem Mönchsorden.»[7] Begegnungen an den Stilgrenzen finden in jüngerer Zeit zwar zu einzelnen Hörgemeinden. Doch alles in allem wird bezogen auf Kirchenmusik im engeren Sinn um die Sicht auf das Wesentliche gestritten. Man ist sich nicht einig darüber, wie weit die Feierkultur in Kirchen durch eine vielseitigere Stilpraxis die Seele der Gesangs- oder Musik-Sprachen und die Seele der Glaubens-Sprachen miteinander in Verbindung sein kann. Genau danach aber verlangte die Interpretation von Musik im Gottesdienst, die nicht einfach als Ausschmückung von liturgischen Ritualen verstanden werden kann.

Musik und Ritualgeschehen

Nun meinte der Theologe Florian Schuller zur Situation der «Ultramoderne»: «Der neue Ton klingt so: Es gibt keine letztgültige Wahrheit, vielmehr muss jede Zeit und jeder Mensch die Welt, das Leben, sich selbst immer neu interpretieren, und zwar ausgehend von deren früheren Interpretationen. Während die Moderne also nach vorne, in die Zu-

[1] Zur Situation der musikalischen Elemente aktiver Teilnahme 20 Jahre nach dem Konzil vgl. meine Arbeiten «Aktive Teilnahme» 1985 Teil I: Musik im Gottesdienst und das Handeln der gottesdienstlichen Versammlung, 382–427, und Die heutige kirchenmusikalische Situation in der pfarreilichen Praxis, in: Katholische Kirchenmusik 112 (1987), 103–105.

[2] Vgl. u. a. Edmund Arens: Gottesgesang – Musik als Gebet, in: SKZ 177 (2009) 235–241, 241: Hinweis auf die «Chichester Psalmen» von Leonard Bernstein, wo der profane Musical-Ton in das «sakrale Gewand hebräischer Psalmen» gehüllt zu einem religiösen Werk wird.

[3] Alois Koch: Geistliche Klangwelten. Kirchenmusik heute, in: SKZ 177 (2009), 398–400 u. 405, 398.

[4] Vgl. Alois Koch «Nil impurum aut lascivum» Fragen zur musikalischen Theologie der katholischen Kirche, Vortrag anl. 5. Internat. Kongress für Kirchenmusik Bern, Oktober 2015.

[5] Ders. Geistliche Klangwelten, aaO. 405.

[6] So Peter Benary: Musikalische Interpretation: Was ist das? NLZ 13. 8. 1994. «Vieles spricht dafür, dass weniger künstlerische Kategorien als ökonomische, kulturpolitische und massenpsychologische Faktoren die Richtung bestimmen.» (ebd.).

[7] Armin Brunner: Eine wahre Etepete-Kultur. Tages-

kunft schaut, entdeckt die Postmoderne das Erbe der Vergangenheit wieder. Alles bleibt Interpretation von Interpretationen.»[8] Ebenso wird das «Wort des Glaubens» interpretiert und seine Deutung im Gottesdienst im «Heiligen Spiel»[9] hör- und spürbar vollzogen, wahrnehmbar durch die aktuelle Setzung von Zeichen in Wort, Ton und Bild. Aktuell geschieht dies in der liturgischen Vergegenwärtigung, dem «liturgischen Jetzt», worin sich heiligendes und heilendes Tun durch die «Erinnerung» an die Heilsereignisse rituell erfahren lässt.[10] Glaubensrede begleitet das ganze Geschehen in performativen Äusserungen analog zum «gemeinsamen Musizieren».[11] «Klang und Sinn, Ton und Bedeutung arbeiten simultan in der gesprochenen Sprache», was «nicht nur von poetologischem, sondern auch von kommunikationstheoretischem Gewicht» ist. Darum blicken wir hier auf die jeder liturgischen Feier inhärente Brücke, welche die Ausdrucksformen in Sprache, Ton und Bild verbindet. Sprache und deren «Stimmlichkeit» wären demnach zu entdecken, wo Musik mit dem Ritual-Geschehen einer Liturgie in Verbindung tritt. Denn liturgische Sprache beinhaltet kommunikative Vielschichtigkeit, die geradezu nach musikalischer Äusserung verlangt. Zu denken gibt dabei, dass die lehramtlich leitende Theologie als Rede vom Glauben nach einer Musik verlangt, «deren Absicht die klangliche Vergegenwärtigung der Offenbarung ist».[12] Das theologische Interesse an Musik wäre jedoch näher an die vielfältigen urmenschlichen Formen des Singens und Musizierens zu rücken. Sie sind schlicht Elemente, die den Glaubensweisen in Geschichte und Gegenwart und ebenso der konkreten Lebenserfahrung Ausdruck geben. Musik müsste dabei nicht zum «Vehikel» «ohne Anspruch auf Eigenwertigkeit» werden und wäre – statt resignativ taxiert zu werden – konstruktiv als authentisches Zeichen von vielfältiger Glaubensäusserung zu betrachten.[13]

Zwei Päpste zur Kirchenmusik

Jenseits der angesprochenen Spannungen geht die Suche nach Öffnung zur Vielfalt an Musikstilen in der Praxis des Gottesdienstes mit Menschen unterschiedlichsten Alters und Herkunft weiter. Dies veranlasst zur vertieften Reflexion über Ideale, Praxen und Möglichkeiten musikalischer Umsetzung in gottesdienstlichen Feiern. Der Bedarf nach Integration neuer Musikstile und -formen bei der Feier christlichen Glaubens ist nicht vernachlässigbar. Im Kontrast dazu zeigt sich dagegen die Sichtweise auf Ebene der römisch-katholischen Weltkirche. Zwei Päpste aus dem europäischen Kulturraum haben ihre persönlichen Standpunkte markiert. Sie liessen meines Erachtens die erforderliche Öffnung auf die Vielfalt von Gesellschaften und Kulturen vermissen.

Orgelprospekt St. Mauritius Emmen.

MUSIK IM GOTTESDIENST

Anzeiger 29. 12. 1997. Das Improvisieren interessiert den Schriftsteller und Musiker Jürg Läderach: «Klassische Musik fand ich etwas lahm», NZZ 19. 12. 2015, 46.

[8] Florian Schuller: Vom Nachdenken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz. Luzerner Universitätsreden Nr. 17 (19. 1. 2006), 15–41, 22.

[9] Liturgietheologische Einordnung durch u. a. Albert Gerhards: Im Spannungsfeld von Wort und Zeichen. Kirchenmusik und Theologiegeschichte, in: Musik im Raum der Kirche. Fragen und Perspektiven. Ein ökumenisches Handbuch zur Kirchenmusik, hrsg. v. Winfried Bönig u. a. Mainz 2007, 52–63, 56 f.

[10] Zur Verknüpfung neuer Rituale mit traditionellen Liturgien vgl. Analysen von Dietrich Wiederkehr: Vom isolierten zum integrierten Sakrament. Schritte liturgischer Erneuerung und Einübung. In: Vergegenwärtigung. Sakramentale Dimensionen des Lebens. Hrsg.: Joachim Herten, Irmgard Krebs, Josef Pretscher, Würzburg 1997, 181–204. Die neue Vitalität religiöser Rituale biete sich als Chance für die Verlebendigung der «alten» Sakramente, die in ihrer überstarken Ver-«Formung» zu erstarren drohten. Dazu braucht es mehr umfassende «liturgische Bildung», theologisch-spirituelle Zugänge zur Liturgie und ihre generelle Ausrichtung auf ein «Miteinander-Feiern».

[11] Vgl. Sybille Krämer: Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität, in: Uwe Wirth (Hrsg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M., Suhrkamp 2002, 323–346, 338 f.

MUSIK IM GOTTESDIENST

Darum gilt es hier ihre Ausführungen in Verbindung zu gegenwärtigen Hör- und Feier-Gewohnheiten zu bringen.

Einerseits gab Johannes Paul II. in seinem Lehrschreiben «Ecclesia de Eucharistia» einer betont überzeitlichen Kultur-Vorstellung mit folgender Beschreibung den Vorzug: «Ganz in diesem erhabenen Sinn des Mysteriums versteht man, wie der Glaube der Kirche an das eucharistische Geheimnis in der Geschichte nicht nur durch den Anspruch einer inneren Haltung der Verehrung zum Ausdruck gekommen ist, sondern auch durch eine Reihe äusserer Ausdrucksformen, um die Grösse des gefeierten Ereignisses herauszustellen und zu unterstreichen. Daraus entsteht eine Entwicklung, die Schritt für Schritt dazu geführt hat, ein spezielles Regelwerk für die eucharistische Liturgie zu umreissen, unter Achtung der verschiedenen legitimerweise bestehenden kirchlichen Traditionen. Auf dieser Basis hat sich auch ein reiches künstlerisches Erbe entwickelt. Die Architektur, die Bildhauerei, die Malerei, die Musik haben sich am christlichen Mysterium ausgerichtet und haben in der Eucharistie direkt oder indirekt ein Motiv grosser Inspiration gefunden. So war es zum Beispiel für die Architektur, die den Übergang von den anfänglichen Orten der Eucharistie, die sich in den Häusern (domus) christlicher Familien befanden, zu den stattlichen Basiliken der ersten Jahrhunderte sah (...), zu den imposanten Kathedralen des Mittelalters bis zu den grossen oder kleinen Kirchen, die nach und nach die vom Christentum erreichten Landstriche übersät haben. Die Formen der Altäre und der Tabernakel haben sich in der Weite der liturgischen Räume fortentwickelt, wobei sie nicht nur jedes Mal künstlerischen Eingebungen, sondern auch den Vorgaben eines genauen Verstehens des Mysteriums gefolgt sind. Dasselbe kann über die sakrale Musik gesagt werden: es genügt, an die inspirierten gregorianischen Melodien und an die vielen und oft grossen Komponisten, die sich von den liturgischen Texten der heiligen Messe herausfordern liessen, zu erinnern. Und offenbart sich etwa nicht im Bereich der Geräte und Paramente, die für die Eucharistiefeier verwendet werden, eine enorme Zahl an künstlerischen Werken, angefangen bei den Arbeiten eines guten Handwerkers bis hin zu wahren Kunstwerken? Man kann also sagen, dass die Eucharistie, so wie sie der Kirche und der Frömmigkeit eine Form gab, auch die ‹Kultur› besonders auf ästhetischem Gebiet stark geprägt hat.»[14]

Anderseits umschrieb Benedikt XVI. die Musikstile der Jetzt-Zeit: «Es gibt Agitationsmusik, die den Menschen für verschiedene kollektive Zwecksetzungen animiert. Es gibt sinnliche Musik, die den Menschen ins Erotische einfärbt oder auf andere Weise wesentlich auf sinnliche Lustgefühle ausgeht. Es gibt blosse Unterhaltungsmusik, die nichts aussagen, sondern eigentlich nur die Last der Stille aufbrechen will. Es gibt rationalistische Musik, in der die Töne nur rationalen Konstruktionen dienen, aber keine wirkliche Durchdringung von Geist und Sinnen erfolgt. Manche dürre Katechismuslieder, manche in Kommissionen konstruierte moderne Gesänge müsste man wohl hier einreihen. Die Musik, die dem Gottesdienst des Menschgewordenen und am Kreuz Erhöhten entspricht, lebt aus einer anderen, grösseren und weiter gespannten Synthese von Geist, Intuition und sinnenhaftem Klang. Man kann sagen, dass die abendländische Musik vom Gregorianischen Choral über die Musik der Kathedralen und die grosse Polyphonie, über die Musik der Renaissance und des Barock bis hin zu Bruckner und darüber hinaus aus dem inneren Reichtum dieser Synthese kommt und sie in einer Fülle von Möglichkeiten entfaltet hat. Es gibt dieses Grosse nur hier, weil es allein aus dem anthropologischen Grund wachsen konnte, der Geistiges und Profanes in einer letzten menschlichen Einheit verband. Sie löst sich auf in dem Mass, in dem diese Anthropologie entschwindet. Die Grösse dieser Musik ist für mich die unmittelbarste und evidenteste Verifikation des christlichen Menschenbildes und des christlichen Erlösungsglaubens, die uns die Geschichte anbietet. Wer wirklich von ihr getroffen wird, weiss irgendwie vom Innersten her, dass der Glaube wahr ist, auch wenn er noch viele Schritte braucht, um diese Einsicht mit Verstand und Willen nachzuvollziehen.»[15]

Öffnung zu neuen Musikstilen?

Die Schau von Joseph Ratzinger irritiert nun dort, wo sie einzig auf die europäische Musiktradition fokussiert und diese – in betont persönlicher Deutung – gar als «Wahrheitsbeweis des Christentums» taxiert. So fragt sich, ob nicht auch im musikalischen Ausdruck einer Jazz-Combo, die den Gospel-Gesang unterstützt, christlicher Glaube dokumentiert sein kann? Wo in dieser Weise prinzipiell von der Musik, die dem Gottesdienst entspricht, gesagt wird, sie lebe «aus einer anderen, grösseren und weiter gespannten Synthese von Geist, Intuition und sinnenhaftem Klang», muss die Rückfrage berechtigt sein: Ist eine Synthese von Geist, Intuition und Klang nicht auch anderen als der dominant «abendländischen Kultur» möglich? Interkultureller Austausch setzt auf andere Vorzeichen als die von Joseph Ratzinger genannten. Er wertet weniger ab und relativiert eurozentrische Einstellungen. Die persönlichen Vorlieben eines Kirchenleiters sind zwar legitim, doch dort ausgrenzend, wo Menschen die Ideal-Vorstellung europäischer Kultur-Musik nicht zugänglich sind. Unser Weg muss ein anderer sein. Ein nächster Blick gilt darum Erwartungen und Einstellungen im konkret erlebten Gottesdienst.

Stephan Schmid-Keiser

[12] Alois Koch: Geistliche Klangwelten, aaO. 400 zit. Joseph Ratzinger: Der Geist der Liturgie, Freiburg i. Br. 2000.

[13] Alois Koch: Kirchenmusik heute. Eine kritische Bestandsaufnahme, Referat vom 22. 10. 2008 anl. Kirchenmusikkongress Stuttgart 2008: Es sei das «Verhältnis zwischen Kirche und Kunst nicht geklärt», «die musikalische Liturgiefähigkeit des Menschen» stehe «zur Diskussion», Kirchenmusik werde «marginalisiert» und auch der Liturgie eigne in der Gesellschaft eine Randstellung.

[14] Enzyklika Ecclesia de Eucharistia von Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Ordensleute und an alle Christgläubigen über die Eucharistie in ihrem Verhältnis zur Kirche. Libreria Editrice Vaticana Vatikanstadt, Juni 2003, Nr. 49.

[15] Vgl. Jan-Heiner Tück: Erklingt in Bach die Wahrheit des Christentums? NZZ, 11. 7. 2015, mit Bezug auf Joseph Ratzinger: Das Welt und Menschenbild der Liturgie und sein Ausdruck in der Kirchenmusik, in: JRGS 11, 527–547, hier 542 f. Quelle: www.institut-papst-benedikt.de/nc/ergebnisausgabe/schriften/musik/text/kirchenmusik-als-synthese-von-geist-intuition-und-sinnenhaftem-klang.html. Vgl. auch Othmar Frei: Benedikt XVI. und die Kirchenmusik, in: SKZ 173 (2005), 441 f. Im Blick auf den «Klangkörper Religion» meinen Hans-Martin Guttmann, Harald Schroeter-Wittke: «Soziologisch wäre (...) zu fragen, inwiefern den westlichen Musikparadigmen eine imperialistische Tendenz eignet», in dies. Art. Musik und Religion, in: Neues Handbuch Theologischer Grundbegriffe, hrsg. Von Peter Eicher, München 2005, Bd. 3, 117–127, 119.

kath.ch
katholisches medienzentrum

7 TAGE
24. NOVEMBER 2016 | Nº 47

Papst Franziskus schliesst die Heilige Pforte des Petersdoms | © kna

«Barmherzigkeit» hat Bedeutung bekommen und ist für Jahre gesetzt

Und auf einmal müssen oder dürfen die Kirchen ein Extraangebot machen: ein Heiliges Jahr der Barmherzigkeit. Nun geht das Jahr zu Ende. Die Erfahrungen in der deutschen Schweiz sind durchaus positiv, wie eine Umfrage von kath.ch zeigt.

Martin Spilker

Es war eine Überraschung, als Papst Franziskus vor eineinhalb Jahren ein «Heiliges Jahr der Barmherzigkeit» vom 8. Dezember 2015 bis 20. November 2016 ausrief. Er brachte damit nicht nur die Verwaltung im Vatikan in Aufregung, sondern die Kirchenverantwortlichen weltweit. Denn im Unterschied zu bisherigen Heiligen Jahren wie etwa im Jahr 2000 sollte dieses Ereignis nicht nur in Rom, sondern überall in der katholischen Kirche gefeiert werden.

Unter die Leute gebracht

Ein Blick in die deutschsprachige Schweiz zeigt, dass der Auftrag, das Thema Barmherzigkeit unter die Leute zu bringen, auf breites Echo gestossen und gut gelungen ist. «Wir haben unsere gesellschaftspolitischen Kernthemen im Heiligen Jahr auf allen Plattformen speziell aus der Sicht der Barmherzigkeit beleuchtet», hält der Kommunikationsverantwortliche des Bistums Basel, Hansruedi Huber, gegenüber kath.ch fest. Als Beispiele nennt er die Integration von Flüchtlingen oder die Armutsbekämpfung, aber auch das Engagement gegen den organisierten Suizid.
Der Churer Generalvikar Martin Grichting stellt fest, dass dieses heute umgangssprachlich eher selten genutzte Wort «Barmherzigkeit» «für viele eine konkretere Bedeutung» erhalten habe. Nun gelte es, diesen Schwung mitzunehmen und die Chance zu nutzen, «auf eine nichtmoralisierende Art und Weise von der Umkehr, von Reue zu sprechen», so Grichting.

Umkehr und Versöhnung

Überhaupt tauchen die Begriffe «Umkehr» und «Versöhnung» oft auf. «Persönlich habe ich einige sehr intensive Beichtgespräche führen dürfen mit Menschen, die das Jahr der Barmherzigkeit zum Anlass nahmen, eine schwere Lebenslast endlich bei Gott abzulegen», hält Beat Grögli, Dompfarrer der Kathedrale St. Gallen, fest. In St. Gallen wurde die Heilige Pforte mit einem Besinnungsweg verbunden. So konnten auch spontane Besucher auf das Thema aufmerksam gemacht werden.

EDITORIAL

Wertkonservativ mit Sprengkraft
«Viele kirchliche Kreise» sind für einen Ausstieg aus der Atomenergie. Das gab die Co-Präsidentin der «Allianz für einen geordneten Atomausstieg», die grüne Nationalrätin Regula Rytz, bereits bei der Lancierung der Abstimmungskampagne bekannt. Tatsächlich meldete sich darauf die Kommission «Justitia et Pax» mit einem Ja für den Atomausstieg. Und auch die kirchlichen Hilfswerke reihten sich ein in die Reihe der Befürworter.

Weshalb dieses überwiegende kirchliche Ja? Es geht um die Verantwortung der Menschen für die Umwelt. Es geht um die «Bewahrung der Schöpfung», wie dasselbe in christlichen Worten gefasst wird. Eine Grundhaltung, die der Papst mit seinem Lehrschreiben «Laudato si» genauso propagiert hat. Im konkreten Fall kann diese Grundhaltung durchaus zu einer radikalen Entscheidung führen, einer Entscheidung, die einen Systemwechsel anpeilt. Weg von der Atomenergie, hin zu alternativen Möglichkeiten der Stromerzeugung.

Grüne Politiker erklären ihre Einstellung gern als wertkonservativ. Da sich hier grüne und kirchliche Anliegen überschneiden, lässt sich folgern: Auch die Kirche denkt wertkonservativ. Das hat, wie eben gesehen, durchaus politische Sprengkraft.

Diese Kraft wirkt jung und dynamisch, was viele der Kirche kaum zumuten. Oft zu Recht, denn in gesellschaftlichen Fragen ist die katholische Kirche so wertkonservativ, dass zaghafte Bewegungsversuche nur für Menschen mit sehr feinem Sensorium spürbar sind. Geniessen wir also diesen frischen Wind durch die kirchlichen Institutionen unseres Landes, den uns die Atomausstiegsfrage beschert.

Regula Pfeifer

PS: Argumente pro und contra Atomausstiegsinitiative auf Seite 4.

NAMEN

Anselm Grün. – Der Benediktinerpater und Bestsellerautor fordert von den Kirchen weitere Anstrengungen, den Glauben zu vermitteln und lebendig zu halten. So sollten sie noch stärker in den Medien aktiv sein, sagte er am 14. November in Osnabrück. Grün bemängelte zudem, die Theologie setze sich nicht mehr ausreichend mit anderen Wissenschaften auseinander.

Didier Burkhalter. – Bundesrat Burkhalter sprach am 16. November an der Podiumsveranstaltung «Luzern diskutiert» in Hochdorf LU über Chancen im Leben und die Chance der Schweiz in der Welt. Seine Ausführungen startete er mit einem Zitat der heiligen Mutter Teresa. «Mutter Teresa hat das mal ganz einfach gesagt, als sie unendliches Leid bei armen Kindern sah: ‹Das Leben ist eine Chance – ergreife sie!›»

Alain Berset. – Mit einem Appell hat sich das katholische Hilfswerk Caritas Schweiz an Innenminister Alain Berset gewendet. Es forderte den Bundesrat auf, den finanziellen Leistungsabbau in der Sozialhilfe zu stoppen. Zudem müsse der Bund mehr tun, damit Menschen gar nicht erst in Armut geraten. Dazu gehört laut Caritas eine gezielte Weiter- und Nachholbildung für Menschen, deren Fähigkeiten aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen nicht mehr gefragt seien. Der Appell geschah im Vorfeld der Nationalen Konferenz gegen Armut am 22. November.

Papst Franziskus. – Franziskus und der **emeritierte Papst Benedikt XVI.** haben am 19. November gemeinsam die 17 neuen Kardinäle gesegnet. Bilder des vatikanischen Fernsehsenders CTV zeigten die herzliche Umarmung von Papst Franziskus und seinem Vorgänger in der Kapelle des Klosters Mater Ecclesiae. Das Kloster ist seit dem Amtsverzicht 2013 der Wohnort des emeritierten Papstes.

Gottfried Locher. – Die Reformation habe die Kirchen weitergebracht, sagte Gottfried Locher, Ratspräsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, im Interview mit dem «Sonntagsblick» (20. November). Aber jetzt sei die Zeit da, wieder zusammenzukommen und gemeinsam Kirche zu werden.

Die gleiche Erfahrung machte Pater Philipp Steiner. Er ist im Kloster Einsiedeln Wallfahrtspater und war vor Ort Koordinator des Heiligen Jahres. Die Schlichtheit und doch unübersehbare Präsenz der Heiligen Pforte auf dem Klosterplatz sei ein «ausgezeichneter Werbeträger» für das weltweite Anliegen gewesen. «Es war auffällig, wie viele Leute die Heilige Pforte bewusst durchschritten haben», hat Steiner festgestellt. In Einsiedeln wurden zudem besondere Flyer ausgelegt, damit sich die Besucherinnen und Besucher auf die Beichte vorbereiten konnten.

Viele Seelsorgegespräche und Beichten

Ein Angebot, das rege genutzt worden sei, wie der Pater erklärt. Diese Erfahrung hat den Verantwortlichen im Kloster den Anstoss gegeben, über das Heilige Jahr hinaus der Einzelseelsorge und dem Beicht- oder Versöhnungssakrament noch grössere Aufmerksamkeit zu schenken. Und auch in St. Gallen will man der persönlichen Seelsorge in der Kathedrale künftig mehr Aufmerksamkeit schenken. Auf weniger Interesse gestossen sind in Einsiedeln sogenannte Katechesen, Einführungen zu einzelnen Werken der Barmherzigkeit, die an Sonntagen angeboten wurden.

Noch viel Glaube im Land

Aus Sicht der vier Gesprächspartner war das Jahr der Barmherzigkeit ein Erfolg. In Einsiedeln zählte das Wallfahrtbüro über 1100 Pilger- und Besuchergruppen. Zahlen allein seien dafür aber nicht das wesentliche Kriterium, heisst es. Auch Martin Grichting hält fest, dass die Zahl der Veranstaltungen in Pfarreien und Gemeinschaften die Erwartungen im Bistum Chur übertroffen habe. Die Erfahrungen aus vielen Gesprächen hätten den Seelsorgern gezeigt, dass «es noch viel Glaube gibt, auch in der Kirche in unserem Land», so Grichting.

«Das Thema Barmherzigkeit muss die Kirche nun aber über das Heilige Jahr hinaus für ihr eigenes Reden und Handeln zum Kriterium machen», folgert Pater Philipp Steiner im Rückblick. Denn der Erfolg des Heiligen Jahres sei zuerst «in der Qualität des geistlichen Lebens der Einzelnen» zu finden.

«Barmherzigkeit» bleibt gesetzt

Hansruedi Huber vom Bistum Basel spricht zusammenfassend ganz einfach von einem «starken Auftritt der Kirche und der richtigen Botschaft in einer geopolitisch wirklich schwierigen Zeit». Durch die Berichterstattung über das Heilige Jahr habe die Kirche als Ganzes ein «Lichtzeichen» setzen können. Mit Blick in die Öffentlichkeit stellt auch der St. Galler Dompfarrer Beat Grögli fest: «Die Kirche – vor allem der Papst in seinen barmherzigen Zeichen und Gesten – wird auch in der Gesellschaft wieder viel positiver wahrgenommen.»

Damit ist nach Abschluss des Heiligen Jahres aber nach Meinung von Martin Grichting nicht einfach Schluss. Vielmehr sei so eine Grundlage für künftiges Wirken geschaffen: «Ich denke, das Thema Barmherzigkeit ist so für Jahre gesetzt.»

Papst will Weg der Barmherzigkeit weitergehen

Papst Franziskus hat sich gegen Egoismus und für Nächstenliebe und Barmherzigkeit ausgesprochen. Jeder solle sich täglich fragen: «Was verlangt die Liebe von mir, wohin drängt sie mich? Welche Antwort gebe ich Jesus mit meinem Leben?», sagte das Kirchenoberhaupt am Sonntag auf dem Petersplatz.

Franziskus rief bei der Messe zum Abschluss des Heiligen Jahres auf dem Petersplatz vor Zehntausenden Zuhörern dazu auf, gemeinsam den Weg der Barmherzigkeit weiterzugehen. Zum Beginn der Feier verschloss der Papst die Heilige Pforte im Petersdom. Die «wahre Pforte der Barmherzigkeit, das Herz Christi», stehe jedoch weiter offen, so Franziskus. Er mahnte, nie «die Türen der Versöhnung und der Vergebung zu verschliessen, sondern stets über das Böse und die Divergenzen» hinauszugehen.

Zum Wesentlichen zurückkehren

Eine der grössten Versuchungen sei Egoismus, sagte der Papst. Den Aufruf «Hilf dir selbst!» bezeichnete er als «furchtbarste Versuchung» des Evangeliums. Auch den Versuchungen von Macht und Erfolg müsse widerstanden werden. Das Heilige Jahr der Barmherzigkeit habe dazu beitragen sollen, «die Mitte wiederzuentdecken, zum Wesentlichen zurückzukehren.»

Das von Franziskus am 8. Dezember 2015 eröffnete Heilige Jahr endete mit der Schliessung der Heiligen Pforte im Petersdom durch den Papst. (cic)

Reformationsbotschafterin Margot Kässmann in Basel | © Vera Rüttimann

In den Unterschieden der Kirchen steckt eine Kraft

Die Stadt Basel gilt als eine der Geburtsstätten der Reformation in der Schweiz. Deshalb machte auch der europäische Stationenweg zum Reformationsgedenken dort Halt. Im Münster kam es am 12. November zu einer öffentlichen Disputation über Einendes und Trennendes zwischen den beiden Kirchen. Prominenter Gast war die deutsche Reformationsbotschafterin Margot Kässmann.

Vera Rüttimann

«Ad Fontes – Zu den Quellen» heisst die öffentliche Disputation, zu der sich Katholiken und Reformierte treffen. Auf dem Podium: der Basler Bischof Felix Gmür, der Präsident der Reformierten Kirche Basel, Lukas Kundert, und Margot Kässmann, Botschafterin der evangelischen Kirchen Deutschland für das Reformationsgedenken 2017.
Die Zuhörer üben sich in gespannter Erwartung. Alt-Münster-Pfarrer Franz Christ betonte in seinem Intro die Bedeutung der Reformation für die Stadt Basel. Tiefgreifende Veränderungen habe diese gebracht und die Auswirkungen seien bis heute zu spüren.

Auf der Suche nach der Einheit

Ad Fontes – Zu den Quellen: das gemeinsame Erbe der Konfessionen und die Quelle, die dorthin führt. Das heisst sowohl für den Basler Bischof Felix Gmür als auch für Margot Kässmann vor allem das stete «Zurückgehen zu Jesus Christus». Daraus schöpfen beide Kirchen.
Einheit ist ein weiteres Wort, das die von festlichen Choralgesängen umrahmte Diskussion hin und her wogen lässt. Für Bischof Felix Gmür ist Einheit allerdings auch ein schwieriger Begriff. Er sagt: «Es gibt wohl so viele Einheitsvorstellungen, wie es Kirchen gibt.»
Während Lukas Kundert sich mehr Einheit zwischen den beiden Kirchen wünscht, findet Margot Kässmann eine gewisse Unterschiedlichkeit gerade anregend: «Es gibt die kreative Kraft der konfessionellen Unterschiede. Ich möchte gar keine Einheit, die Gleichmacherei bedeutet.» Für sie ist die ökumenische Bewegung gerade deshalb interessant, weil so am anderen «das andere» zu entdecken sei.

Den Kirchen fehlt es an Fröhlichkeit ...

Was die beiden Kirchen eint, da sind sich alle Referenten auf dem Podium einig, ist der Mangel einer gewissen Fröhlichkeit und Lebensfreude. Margot Kässmann sagt dazu: «Das ist eine Herausforderung für beide Kirchen.» Bei allen Unterschieden in der Gottesdienstgestaltung und in der Spiritualität der christlichen Konfessionen stellt sie eine grosse ökumenische Entwicklung fest. Aber sie macht auch klar: «Mit Blick auf ein gemeinsames Abendmahl müssen wir schlicht aushalten, dass wir im Moment noch nicht so weit sind.»

Basel ist noch heute Impulsgeber

Für Felix Gmür ist es kein Zufall, dass Basel zu den ersten Städten auf dem europäischen Stationenweg gehört. Aus dieser Stadt seien schon früh wichtige Impulse der Geisteswissenschaften gekommen. Seither und bis in die Gegenwart hinein sei Basel immer wieder Ort von neuen Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft gewesen.
Auch ist Basel heute ein Ort für starke ökumenische Akzente. Es ist kein Zufall, dass 2018 in Basel rund um das Münster die Vollversammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa stattfinden wird.

KURZ & KNAPP

Kathedrale St. Gallen. – Fortan trägt die St. Galler Kantonalkirche die finanzielle Hauptlast für den Betrieb der Kathedrale. Die Kirchgemeinde wird dadurch um rund 350 000 Franken entlastet. Das hat das kantonalkirchliche Parlament an seiner Sitzung vom 15. November beschlossen.

Bistumsregion Deutschfreiburg. – Die deutschsprachige Sprachminderheit im Kanton Freiburg will im Bistum mehr Gehör. Darum soll das Dekanat Deutschfreiburg zu einer Bistumsregion erhoben werden. Das wurde an der Herbstversammlung der Vereinigung der Pfarreien Deutschfreiburgs in Giffers beschlossen. In einer Bistumsregion hätten die Katholiken in Deutschfreiburg neu einen Vertreter im Bischofsrat, erläuterte Marianne Pohl-Henzen, Adjunktin des Bischofsvikariats, gegenüber kath.ch.

Eheannullierung. – Der Kölner Kirchenrichter Günter Assenmacher kritisiert die Abschaffung der zweiten Instanz bei den katholischen Eheannullierungsverfahren. Dies werde wahrscheinlich einen «merklichen Verlust für die Qualität der Rechtsprechung» nach sich ziehen, sagte er am 17. November. Der Wegfall ist Teil der Reform der kirchlichen Eheprozessordnung, die Papst Franziskus im vergangenen Jahr verkündet hatte.

«Wegeleben». – Der Young-Caritas-Award geht dieses Jahr ans Projekt «Wegeleben». Seit Sommer 2015 vermitteln junge Menschen Flüchtlingen einen Platz in einer Wohngemeinschaft. Ziel ist, ein ganz normales Zusammenleben zu erreichen, sagt Leonie Mugglin von «Wegeleben» Freiburg.

Dublin-Rückführungen. – 2015 war die Schweiz Spitzenreiterin bei den Dublin-Rückführungen von Asylsuchenden nach Italien. Daran stossen sich katholische und evangelische Seelsorger, Sozialarbeiter, Juristen und Freiwillige, die sich in der Romandie im Asylbereich engagieren. Sie werfen der Schweiz einen «beschämenden Formalismus» bei der Umsetzung der Dublin-Verordnung vor, wie sie nach einer Tagung in Saint-Légier in einer Erklärung schreiben.

DIE ZAHL

230. – 230 Religionsführer aus 44 Ländern haben während der UNO-Klimaverhandlungen in Marrakesch eine Erklärung überreichen lassen. Sie fordern die Nationen auf, den Übergang zu Reduktion bei der Nutzung fossiler Energien in «gerechter Weise» zu bewältigen. Unterzeichner sind etwa der Dalai Lama, der Kanzler der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, Marcelo Sanchez Sorondo, und der Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen, Olav Fykse Tveit.

787. – Der Oberste Gerichtshof in Kuba hat auf Initiative von Papst Franziskus 787 Häftlinge freigelassen. Aus humanitären Gründen seien vor allem Frauen, Jugendliche, Kranke und andere besonders gefährdete Gefängnisinsassen freigelassen worden, meldete das Onlineportal der Zeitung «Granma».

DAS ZITAT

«Gott ist gross» aus dem Mund einer Muslimin

«Ich war gerührt, dass es möglich ist, eine Frau das muslimische Gebet leiten zu sehen und aus ihrem Mund die arabischen Worte ‹Gott ist gross› zu hören und in einer christlichen Kirche gemeinsam ein Gebet in verschiedenen Glaubensbekenntnissen zu erleben.»

Monika Hungerbühler, Co-Leiterin der Offenen Kirche Elisabethen Basel und Co-Dekanatsleiterin der Römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt in der «Basellandschaftlichen Zeitung», über das muslimische Gebet unter der Leitung von Asmaa Häfliger am 13. November.

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum
Redaktion kath.ch
Pfingstweidstrasse 10, CH-8005 Zürich
Telefon: +41 44 204 17 80
E-Mail: redaktion@kath.ch
Leitender Redaktor: Martin Spilker
kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung.

Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.

kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

Christlicher Schlagabtausch zum Atomausstieg

Das letzte Atomkraftwerk soll bis 2029 abgeschaltet werden. Das fordert die Atomausstiegsinitiative, über welche am 27. November abgestimmt wird. Die alten Atomkraftwerke in der Schweiz stellten eine unverantwortbare Gefahr dar, sagt der Leiter der Arbeitsstelle «Oeku Kirche und Umwelt» in Bern, Kurt Zaugg-Ott. «Christen und Energie» hält an der Kernkraft fest.

Georges Scherrer

Die Volksinitiative «Für den geordneten Ausstieg aus der Atomenergie» erfährt die Unterstützung der katholischen Kirche. Zu den Trägerorganisationen der Vorlage gehört Justitia et Pax, Nationalkommission der Schweizer Bischofskonferenz. Diese hat sich für den Ausstieg ausgesprochen.
Auch die Arbeitsstelle «Oeku Kirche und Umwelt» stellt sich hinter das Anliegen. Deren Leiter Kurt Zaugg-Ott wies gegenüber kath.ch darauf hin, dass die Schweizer Kernkraftwerke in dicht besiedeltem Gebiet liegen. Die Arbeitsstelle wird von einem Verein getragen mit rund 600 Kirchgemeinden, kirchlichen Organisationen und Einzelpersonen als Mitglieder.

Havarie und unabsehbare Folgen

Die Havarie im japanischen Kernkraftwerk Fukushima im Jahr 2011 hat gezeigt, dass Unfälle überall möglich sind. Käme es in einem alten Schweizer Kernkraftwerk zu einer Havarie, wären die Folgen unabsehbar, sagt Kurt Zaugg-Ott.
Im dicht besiedelten Hauptindustriegebiet der Schweiz müssten Sperrzonen erstellt werden. Es lasse sich nicht abschätzen, wie viele Millionen Menschen evakuiert werden müssten. «So etwas darf nicht geschehen», kommentiert Zaugg eine derartige Katastrophensituation im Herzen der Schweiz.

Atommüllfrage «ungelöst»

Ungelöst bleibt die Entsorgung des Atommülls auch 47 Jahre nach Inbetriebnahme des ersten Atomkraftwerks. Das sei aus ethischen Gründen unverantwortlich seitens der Behörden, sagt Zaugg.
Die Zukunft für die Energieversorgung der Schweiz sieht Zaugg weniger in der Windkraft. Er setzt vielmehr auf die Solarenergie, in welcher viel Potenzial liege.
Die Gegner der Vorlage fordern unter dem Slogan «Nein zum chaotischen Ausstieg», dass die Kraftwerke in Betrieb sein sollen, bis die Schweiz für den Verzicht auf die Atomkraftwerke bereit sei. Auch die Arbeitsgruppe «Christen und Energie» empfiehlt den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern, am 27. November die Atomausstiegsinitiative abzulehnen.

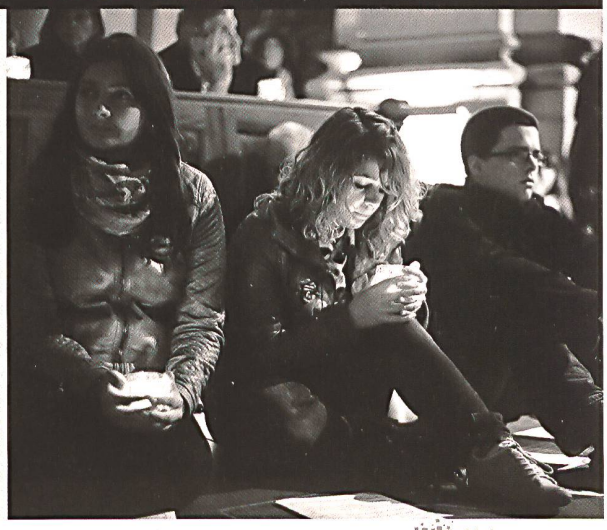
Problem wird exportiert

«Diese Initiative ist unehrlich, schädlich und sicherheitspolitisch fragwürdig», sagte der Präsident des Vereins «Christen und Energie», Stefan Burkhard, reformierter Pfarrer in Wettingen und Neuenhof AG, gegenüber kath.ch. Auch bei einer Annahme der Initiative werde der Strom weiterhin aus Kernkraftwerken aus dem Ausland eingeführt werden. Das Problem werde exportiert. Die Initiative sei umweltschädlich, weil der Strom aus dem Ausland auch von Kohlekraftwerken stamme. Das sei angesichts der Klimaproblematik verheerend.

AUGENBLICK

Nacht der Lichter

Am nächsten Samstag findet in St. Gallen zum zehnten Mal die «Nacht der Lichter» in der Kathedrale und der reformierten Kirche St. Laurenzen statt. Das ökumenische Adventstreffen hat seinen Ursprung in der ökumenischen Jugendarbeit im Kanton. Auch in Zürich, Winterthur, Frauenfeld, Freiburg und Solothurn gibt es eine Nacht der Lichter. Bild: Nacht der Lichter in St. Gallen 2014 | © DAJU/zVg



SKZ 47/2016

REFORMATION AUS KATHOLISCHEN QUELLEN (II)

FORSCHUNG EHRENSPERGER

Dr. phil., dipl. theol. Alois Odermatt ist Historiker mit Schwerpunkt Liturgiegeschichte. Er lebt in Steinhausen ZG.

Ehrenspergers Berichte zur Reformation aus katholischen Quellen offenbaren Kontinuitäten. So hatte der Predigtgottesdienst schon eine lange Tradition. «Im wirtschaftlich, kulturell und politisch besonders fortschrittlichen Südwesten Deutschlands und in der Schweiz hatte sich im späten Mittelalter neben der Pfarrmesse die volkstümliche Pfarrpredigt mit eigener katechetischer Kanzelliturgie entwickelt, wofür besondere städtische Prädikaturen eingerichtet waren.»[1]

Der messelose Wortgottesdienst geht im Kern auf die Zeit Karls des Grossen zurück.[2] Nach Angenendt kann auch die «Abschaffung der Messe» im Sinn der Kontinuität verstanden werden. Die mittelalterliche Umdeutung der antiken Eucharistie widerspreche der ursprünglichen katholischen Tradition. Fragwürdig sei darum, wie Liturgik und Dogmatik heute auf diese mittelalterlichen Befunde reagierten: «An der Liturgie-Forschung ist die Neubewertung des Spätmittelalters nahezu vorübergegangen.»[3] Es sei «ein Beispiel konsequenter Beharrlichkeit, welche die im Mittelalter herausgebildete und tridentinisch weitgehend bestätigte Messform als die eigentlich römisch-katholische Form aufgefasst wissen will, sogar mit dogmatischem Anspruch»[4]. Die Aussagen des Konzils von Trient seien «sowohl vom Opferbegriff als auch vom Priesterbild her nicht gelungen»[5]. Es habe in der Aufgabe versagt, «die Liturgie zu reformieren»[6]. Das wirke sich bis in die Ökumene unserer Tage aus. «Besonders anstössig wirkt ökumenisch die Formulierung des vierten Hochgebets, es werde Leib und Blut Jesu Christi geopfert.»[7]

«Die Messe ist krank ...»

Der Berner Reformationstheologe Gottfried Wilhelm Locher (1911–1996) gibt zu bedenken, mit der katholischen Kirche gebrochen hätten dann nicht die Protestanten, sondern die Verfasser der Canones in Trient.[8]

Ehrensperger zeigt anschaulich, wie die vorreformatorische Theologie und Frömmigkeit auf die Abschaffung jener «Messe» hinauslief, die das Ergebnis einer Fehlentwicklung war. Makaber die fastnächtliche Satire «Von der Krankheit der Messe» des Berner Dichters und Malers, Reformators und Staatsmanns Niklaus Manuel (1484–1530) von 1528.[9] Ein Kardinal bringt dem Papst die Nachricht, die Messe sei todkrank. Verschiedene Figuren setzen sich mit der Krankheit, mit einer möglichen Heilung oder sogar mit dem Tod der Messe auseinander. In einem anonymen Gespräch, das kurz darauf erscheint, berichtet ein Bauer, «er habe selbst mit angesehen, wie man die Messe in einem grossen Loch vor dem Berner Münster begraben habe»[10].

Die Quelle der Fehlentwicklung

Die Fehlentwicklung hatte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zugespitzt. Mit dem Einströmen humanistischer Fragestellungen und mit dem Aufschwung des städtischen Bürgertums wuchs das kommunale Bewusstsein. Die Kirchlichkeit nahm auffallend zu. Nie zuvor wurden so viele neue Kirchen gebaut, so viele Altäre mit Pfründen für «Altaristen» und «gedungene Liturgen» gestiftet und ausgestattet.[11]

Die Stiftungsbriefe enthüllen die Quelle der Fehlentwicklung: das Bild vom strafenden Gott und von der Abrechnung beim Jüngsten Gericht; die Lehre von der Möglichkeit, die Erlösung zu verdienen und damit das Verhältnis zum Göttlichen zu quantifizieren.[12] Das Ablasswesen nährte die Vorstellung, eine finanzielle Gegenleistung könne die Verminderung von zeitlichen Sündenstrafen auf Erden und im Fegfeuer erwirken: für sich selbst, aber auch für Anverwandte. Danach zeitigt das «Messopfer» unfehlbar die stärksten Früchte. Es genügte, dass die Messpriester, des Lateins kaum mächtig, die Messe nach dem vorgegebenen Ritual «lesen» konnten.[13] Mit heiserer Stimme, schrieb der St. Galler Theologe Johannes Kessler (1502–1574), trügen sie ihre Seelenmessen vor und jauchzten in ihren Herzen über die zu erwartende Belohnung.[14] «Das fegfür war der Pfaffen kuchi.»[15] Ehrensperger: «Üblich war die einmal jährliche Kommunion an Ostern. Wer öfters kommunizieren wollte, wurde von den Dorfbewohnern bald einmal der Ketzerei verdächtigt. (...) Man scherzte und schwatzte, während der Priester am Altar sein unverständliches, aber geheimnisvolles Amt ausübte. (...) Wichtig war einfach, dass die Zeremonien stimmten.»[16]

Liturgische Reformen

Basel regte sich früh. Der humanistisch gebildete Priester Johann Ulrich Surgant (1450–1503) veröffentlichte dort 1503 das «Manuale Curatorum», ein Höhepunkt mittelalterlicher Predigttheorie.[17] Darin betonte er das sola fide und die Gleichstellung von Wort und Sakrament. Hintergrund war die bereits eingebürgerte «Liturgie der Predigt».

Der Basler Spitalprediger Wolfgang Wissenburg las schon 1522 die Messe auf Deutsch. Dabei betonte er, sie sei kein Opfer; Christus habe sich ein

[1] Hans Bernhard Meyer in: Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft. Teil 4. Eucharistie. Geschichte, Theologie, Pastoral. Regensburg 1989, 416. Vgl. dazu Alfred Ehrensperger: Lebendiger Gottesdienst. Beiträge zur Liturgie. Zürich 2003, 17. Siehe Teil I SKZ 184 (2016) 532, 537 f.

[2] Vgl. Ralph Kunz: Gottesdienst evangelisch reformiert. Liturgik und Liturgie in der Kirche Zwinglis. Zürich ²2006, 39–40.

[3] Angenendt, Offertorium 404.

[4] Ebd. 478. Als Beispiel dieser Sicht wird Josef Ratzingers Schrift «Der Geist der Liturgie» genannt, (Freiburg i. Br., ⁴2000).

[5] Angenendt, Offertorium 483.

[6] Ebd. 486.

[7] Ebd. 487. Die Rückbesinnung auf die alten Hochgebete sei «damit auch von ökumenischem Belang».

[8] Darauf verweist Ralph Kunz, Gottesdienst, 36 (mit Belegstellen in Fussnote 26).

[9] Bd. 2,120.

[10] Ebd. 122.

[11] In zwei Breslauer Kirchen wirkten im 15. Jahrhundert 236 Messpriester, und im Strassburger Münster waren es 120 im Jahr 1521, berichtet Adolf Adam: Grundriss Liturgie. Freiburg ⁸2005, 36.

FORSCHUNG EHRENSPERGER

Reformierte Kirche Heiden, Appenzell Ausserrhoden.

für alle Mal geopfert.[18] Ein Fegefeuer nach der irdischen Lebenszeit gebe es nicht, und das Abendmahl «nach dem Wort Gottes» solle allen Gläubigen in Gestalt von Brot und Wein zugänglich sein.

Diese Argumente tauchen in Ehrenspergers Berichten stets dort auf, wo über Reformen diskutiert und gestritten wurde. Klassisch im Tischgespräch vom 26. Juli 1522, dem Fest der heiligen Anna, im Frauenkloster Fraubrunn im Berner Hoheitsgebiet. Auch der Festprediger Sebastian Meyer nahm daran teil, damals Barfüsser Lesemeister von Bern.[19] Es meldete sich der Schulmeister: Das Abendmahl sei kein Opfer, dargebracht für Lebendige und Tote, wie die Messpriester sagten, sondern eine Verheissung für alle Menschen. Ein anderer Gesprächspartner warf ein, dann wären ja alle Christen Priester. Wer solches sage, sei ein Ketzer. Der Schulmeister verwies auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen nach 1 Petr. 2,9. Als der Dekan die Sache ins Lächerliche zog und dabei durch andere unterstützt wurde, drohte eine Schlägerei auszubrechen … Meyer «wurde dann zum eifrigen Vorkämpfer der Berner Reformation»[20].

Zwingli – Vater im Glauben

Alfred Ehrensperger widmet den nächsten Band dem «Gottesdienst in Zürich Stadt und Landschaft vom Mittelalter bis zu Zwinglis Tod 1531». Da werde sich Erstaunliches zeigen, betont er. «Zwingli wollte nie die Messe ‹abthuon›. Er wollte sie beibehalten als Eucharistie-Gottesdienst neben dem Predigtgottesdienst. Von seiner Christologie her lehnte er die Opfer-Theologie ab. Die wahren ‹Abschaffer› der Messe waren einerseits die Radikalen (zum Beispiel Täufer), anderseits der Grosse Rat, der aus Unsicherheit und Unkenntnis mehrheitlich lieber eine Neufassung des Abendmahls befürwortete als eine Messreform, die zu weiteren Auseinandersetzungen und Missverständnissen führen würde. Der Nachtmahl-Entwurf Zwinglis vom März 1525 besteht aus lauter Elementen der Messe!»[21]

Das liegt auf der Linie des Zürcher Jesuiten Albert Ziegler (*1927), der im Zwingli-Jahr 1984 Aufsehen mit der Aussage erregte, Zwingli sei «zu einer auch katholischen Aufgabe geworden»[22]. Er könne «für uns ein wahrer ‹Vater im Glauben› sein. Denn er hat als gläubiger Christ zu seiner Zeit versucht, was uns Christen heute insgesamt aufgetragen ist: Die biblische Botschaft in der Vollmacht des Geistes kirchlichen Glauben werden zu lassen.»[23]

Alpsegen für unsere Besinnung

Der katholische Kirchenhistoriker Joseph Lortz (1887–1975) betonte, die Reformation sei zu erfassen «als religiöses Anliegen heute»[24]. Im gleichen Sinn sein Schüler Erwin Iserloh (1915–1996): «Wenn von einer Epoche der Geschichte, dann gilt von der Reformation, dass sie nicht schlechthin vergangen ist, sondern in die Gegenwart hineinreicht. Die Reformation geht uns alle nicht nur an, weil sie Anlass wurde zur Glaubensspaltung, die wir alle beklagen, sondern vor allem, weil sie Auftrag an uns ist.»[25]

Ehrensperger schenkt uns ein ergreifendes Beispiel für dieses «Hineinreichen» der Reformation in die Gegenwart: den Alpsegen, den reformierte Älpler mitsamt der Anrufung Mariens und der Heiligen bis heute im Appenzellerland singen. «Was hier seit Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergegeben wurde, fragt nicht nach der Konfession. Sie alle bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Einer der reformierten Älpler sagte mir: Di Hälige sind tänk öseri Vobätter! Ond d'Maria ischt d'Muete vo ösem Erlöser, em Chrischtus!»[26] Kontinuität über 500 Jahre hinweg – und Segen für die Besinnung, die im Rückblick auf die Reformation ansteht!

Alois Odermatt

[12] Dazu anschaulich Bd. 3,41.

[13] Kaufmann, Reformation, 66–67: In Köln, das es «um 1500 auf etwa 40 000 Einwohner brachte, existierten elf Stifte, 22 Klöster, 19 Pfarrkirchen und rund 100 Kapellen, in denen täglich über 1000 Messen gelesen wurden. Die Zahl der geistlichen Personen beiderlei Geschlechts ging in den grösseren Städten in die Tausende.»

[14] Bd. 3,42.

[15] Ebd. 42.

[16] Bd. 3,30–31.

[17] Vgl. dazu Bd. 1,23–24.

[18] Bd. 1,49.

[19] Bd. 2,40–41.

[20] Bd. 2,60.

[21] Freundliche Mitteilung an den Rezensenten (7.2.2016).

[22] Albert Ziegler: Zwingli. Katholisch gesehen, ökumenisch befragt. Zürich 1984, 11.

[23] Ebd. 47.

[24] Vgl. Joseph Lortz: Die Reformation als religiöses Anliegen heute. Vier Vorträge im Dienste der Una Sancta. Trier 1948. Zitat 11.

[25] Erwin Iserloh: Luther in katholischer Sicht gestern und heute. In: Concilium 1 (1966), 231–235; Zitat 233.

[26] Bd. 4,67. Übersetzung aus dem Appenzeller Dialekt: «Die Heiligen sind ja unsere Vorbeter! Und Maria ist die Mutter unseres Erlösers, des Christus!»

Sonntags-Evangelien als jüdische Texte verstehen

Bereits 2010 bis 2012 hatte ein Team aus dem Umfeld der Bibelpastoralen Arbeitsstelle (BPA) die Sonntagsevangelien ausgelegt, mit dem Ziel, die Evangelien als jüdische Texte zu verstehen. Auf den Beginn des Lesejahres A erscheint im Paulusverlag Fribourg die Überarbeitung dieser Auslegungen, die insbesondere um fehlende Texte ergänzt wurden. Das Vorwort stammt von Hubert Frankemölle, die redaktionelle Betreuung liegt bei Peter Zürn. Zu den Lesejahren B und C sind Folgebände in Vorbereitung.

Bibel lesen und verstehen erfolgt Schritt für Schritt. Der Blick darauf, was geschrieben steht, ist der grundlegende und führt je nach Schrifttext zum Gespräch mit denen, die ihn in ihrer Zeit zu einem Text formten. *(ssk)*

Schweizerisches Katholisches Bibelwerk (Herausgeber): «Damit sich die Schrift erfüllt …»: Die Sonntagsevangelien als jüdische Texte lesen – Lesejahr A, Freiburg, Oktober 2016, 344 S. ISBN 978-3-7228-0892-5, Fr. 34.– (freier Preis).

SKZ 47/2016

GEMEINDEKIRCHE AM ENDE?

Christiane Bundschuh-Schramm und Eckhard Raabe haben sich 2014 für einen Paradigmenwechsel von einer integrierenden zu einer impulsgebenden Pastoral eingesetzt.[1] Dieser Ansatz wurde jüngst von der SKZ aufgegriffen.[2] Markus Arnold sieht ihn als anregenden Impuls und befragt ihn kritisch in seiner Replik.

GEMEINDE-KIRCHE

Dr. theol. Markus Arnold ist Dozent für Ethik und Studienleiter am Religionspädagogischen Institut an der Universität Luzern.

Pfarreien, die sich selbstgenügsam abschotten, haben keine Zukunft. Ein Anspruch an die Pfarreimitglieder nach absoluter Identifikation und totaler Beteiligung lässt sich schon lange nicht mehr aufrechterhalten. Pfarreien müssen grössere Bezüge über sich hinaus erkennen und gastfreundlich auch Passierende willkommen heissen. Um es mit den Worten von Jaques Gaillot zu sagen: «Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.» Wenn aber eine impulsgebende Pastoral als Gegensatz zu einer gemeindekirchlichen Pastoral verstanden wird, welche die Gemeindekirche ablösen soll, sind die Risiken und Nebenwirkungen vorgängig zu reflektieren. Der Kritik, dass die Gemeindekirche, welche «auf eine Beteiligungskirche mit echter Gemeinschaft und aktiver Teilnahme aller»[3] zielte, ihre Vision nicht einlösen konnte, ist zuzustimmen. Das haben Visionen meist an sich. In der deutschen Schweiz haben aber verschiedene gemeindekirchliche Impulse (vor allem auch die basiskirchlichen Impulse aus Lateinamerika) zu lebendigen Pfarreien geführt, die versuchten, die Partizipation ihrer Mitglieder in unterschiedlichen Intensitätsgraden zu fördern und ernst zu nehmen. Das Verdikt «Wie die Milieuforschung zeigte, sind Gemeinden heute nur für einen überschaubaren Personenkreis ein Ort, an dem sie sich einbringen und wohlfühlen»[4] trifft für unsere Deutschschweizer Verhältnisse so pauschal einfach nicht zu. Es fällt auf, dass Christoph Gellner vor allem Literatur zitiert, die sich auf die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland bezieht[5].

Kirche in der Schweiz tickt anders

Was die Kirche in der Schweiz prägt, sind ihre föderalistischen Strukturen. Nicht nur politische Gemeinden pochen auf ihre (relative) Autonomie. Unsere Kirchgemeinden fanden seinerzeit in gemeindekirchlichen Konzepten Entsprechungen. Partizipation und das Recht, mitentscheiden zu können, was die Gemeinde vor Ort betrifft, sind bei uns traditionell verwurzelt. Unsere staatskirchenrechtlichen Strukturen führten dazu, dass sich in den Kirchgemeinden (und in den Pfarreien) Kerngemeinden bildeten. Es brauchte Kirchgemeinderäte und Rechnungsprüfungskommissionen sowie als Pendant dazu Pfarreiräte. Das hat in der Deutschschweiz das Selbstbewusstsein der engagierten Laien in einem Masse gestärkt, wie es andernorts kaum zu finden ist. Neben traditionellen Vereinen entstanden verschiedenste Basisgruppen. Dass dies nicht tempi passati sind, belegen die jährlichen Dankesanlässe, zu welchen in vielen Pfarreien alle Freiwilligen eingeladen werden. Auf diese Freiwilligen sind die betreffenden Pfarreien zu Recht stolz. Dies ist dann nicht nur Ausdruck von Selbsterhaltung, wenn die Pfarreien bereit sind, über sich hinaus zu dienen. Ausserdem werden hier auch Menschen integriert, die sonst vereinsamen würden.

Im Konzept der impulsgebenden Pastoral wird «Integration» negativ konnotiert; vermutlich ist stattdessen aber «Vereinnahmung» gemeint. Heute widerstehen die meisten Pfarreien dieser Versuchung. Die Kerngemeinde mit ihren verschiedensten Akteuren in unterschiedlichem Beteiligungsgrad ist einem steten Wechsel unterworfen. Der Beteiligungsgrad wird von den Mitgliedern selbst definiert und ist biographischen Schwankungen ausgesetzt. Dass die Bereitschaft dazu heute nicht mehr so gross ist und sein kann wie früher, ändert nichts daran, dass jede lebendige Gemeinschaft spezifische Verbindlichkeiten kennt und darauf angewiesen ist.

Chancen und Grenzen impulsgebender Pastoral

Drei Momente gilt es zu bedenken: Nicht die Praktizierenden stehen im Blickfeld, sondern Sinnsuchende, Interessierte, Unentschiedene. Dann braucht es die Wertschätzung punktuell-gelegentlicher Kirchlichkeit. Nicht integrieren, sondern Impulse zu geben ist das Ziel. Schliesslich ist «Lebensbegleitung» als wichtige kirchliche Funktion dargestellt und dauerhaft. Müsste sie nicht eher als Lebensabschnittbegleitung gesehen werden? Das müsste so deklariert werden. Dann wäre das Konzept aber auch in Bezug auf die Sakramente theologisch zu reflektieren. Kann man in einer impulsgebenden Pastoral noch taufen? Das impliziert Verbindlichkeit!

Die genannten Aufgaben bestehen auch im Rahmen eines gemeindekirchlichen Verständnisses. Es ist ihnen grundsätzlich zuzustimmen. Wenn nun aber die Gemeindekirche durch eine impulsgebende Pastoral abgelöst würde, wer wären dann die Akteurinnen und Akteure? Wer begleitet, unterstützt Suchende und ist für die vielen da, die nur punktuell im Umfeld einer Pfarrei Kontakt suchen? In einer impulsgebenden Pastoral ohne Gemeindekirche bleiben nur noch die festangestellten Mitarbeitenden der Pastoral übrig. Bestens integrierte, freiwillig und verbindlich in den Gemeinden Engagierte gibt es dann nicht mehr. Doch wer bezahlt die Professionellen?

[1] Bundschuh-Schramm Christiane / Raabe Eckhard: Lokale Entwicklung und Sinnsucher – Feinde oder Partner? Von einer integrierenden zu einer impulsgebenden Pastoral, in: Anzeiger für die Seelsorge, Nr. 7/8, 2014, 29–32.

[2] Gellner Christoph, Eine impulsgebende Pastoral, in: SKZ 39, 184 (2016), 498.503.

[3] Ebd. 498.

[4] Ebd.

[5] Ebd.

GEMEINDE-KIRCHE

Wenn Kirchgemeinden und Pfarreien nicht mehr über genügend engagierte Freiwillige verfügen, ist es eine Frage der Zeit, bis die Finanzen nicht mehr zur Verfügung stehen, um die Professionellen zu finanzieren. Es würde sträflich vernachlässigt, für den nötigen Selbsterhalt zu sorgen, der die Basis für eine dienende und diakonische Kirche ist.

Keine vorschnelle Verabschiedung der Gemeindekirche!

Hier liegt meines Erachtens das Risiko: Solche Konzepte können nur in Ländern entworfen werden, in denen die Kirchen finanziell saturiert sind und Steuergelder problemlos zur Verfügung stehen. Das ist bei uns nicht der Fall. Die rigorose Trennung von Kirche und Staat beispielsweise im Kanton Zürich wurde 1995 vor allem wegen des überzeugenden Leistungsausweises der Kirchen im diakonischen Bereich abgelehnt. Dieser Leistungsausweis wäre aber ohne die enorme Freiwilligenarbeit in den Pfarreien nicht denkbar. Im Unterschied zur staatlichen Sozialarbeit ist kirchliche Diakonie geprägt durch das Zusammenspiel von Professionellen und Freiwilligen. Die Gemeindekirche wird so auch zur Basis jener staatskirchlichen Konzepte, die es ermöglichen, dass motivierte, gut ausgebildete Professionelle in unseren Pfarreien arbeiten. Noch mehr: Das Engagement der Kerngemeinde macht den Professionellen den Rücken frei für eine aufsuchende, nicht vereinnahmende, impulsgebende Pastoral. Es lässt sich darum nicht verantworten, basierend auf religionssoziologischen Untersuchungen der Normativität des Faktischen folgend vorschnell das Ende der Gemeindekirche einzuläuten. Dass diese regional gefährdet ist (z. B. in grösseren Städten), will ich nicht leugnen. Umso mehr müssen wir uns für sie engagieren. Dazu einige Thesen:

• *Gemeinschaftsfreies Christsein gibt es nicht.* Der christliche Glaube wird grundsätzlich in Gemeinschaft gelebt. Es gibt verschiedenste Gemeinschaftsformen, in welchen Christsein gelebt werden kann. Die Tradition der katholischen Kirche bewertet die Orientierung am Subjekt (Personprinzip) und die Orientierung an der Gemeinschaft (Gemeinwohlprinzip) als gleichwertig. Ergänzen, nicht ausschliessen, heisst der Grundsatz.

• *Zum Ethos christlicher Gemeinschaft gehört die Kultivierung von «Koinonia».* Paul Zulehner nennt u. a. folgende Kriterien der Koinonia-Kultur: Würde, Partizipation und Verbindlichkeit.[6] Es gehört zur Würde der Getauften, dass sie in Freiheit bestimmen, in welcher christlichen Gemeinschaft sie leben wollen und dass sie Nähe und Distanz zu dieser Gemeinschaft immer wieder neu selbst bestimmen. Sie haben ein Recht, sich mitbestimmend in der Gemeinde zu engagieren. Dies bedingt Verbindlichkeit, denn Partizipation impliziert auch Pflichten.

• *Christliche Gemeinschaft hat ein sakramentales Grundverständnis.* Es gehört zum katholischen Selbstverständnis, dass sakramental geschlossene Lebensentscheide verbindlichen Charakter haben. Dies steht quer zum aktuellen postmodernen Lebensgefühl und beschert uns alle möglichen Probleme. Es gehört zu einem barmherzigen Umgang innerhalb der Koinonia, dass Lebensentscheide nicht zu Mühlsteinen werden, die Menschen verkümmern lassen. Dies ändert aber nichts daran, dass christliches Gemeinschaftsleben immer eine sakramentale Struktur hat.

• *Verschiedene Orte gelebter Koinonia.* Neben der flächendeckenden Pfarreistruktur gibt es Parallelgemeinschaften: Orden, Bewegungen, Basisgemeinden und anderes mehr. Dies ist heute vor allem in städtischen Regionen zu kultivieren. Trotzdem aber muss es lebendige Pfarreien geben. In der Schweiz legt die Gemeindekatechese davon Zeugnis ab, z. B. mit Firmung 17+, neuen Formen der Busse (Versöhnungswege) und weiteren Projekten.

• *Pfarrei und Kirchgemeinde.* Die enge Verbindung von Kirchgemeinde und Pfarrei hat in der Schweiz solide Grundlagen geschaffen, damit eine differenzierte Seelsorge und vor allem auch Diakonie finanziert werden kann. Von diesem Erfolgsmodell sollte nicht vorschnell Abschied genommen werden. Die Alternative einer impulsgebenden Pastoral hätte aufgrund mangelnder Finanzen bestenfalls vorübergehenden Erfolg. Das Erbe der Gemeindekirche aber würden jene Pfarreien antreten, welche eine uniforme, ausgrenzende Katholizität vertreten, sobald Kirche und Staat rigoros getrennt wären.

• *Ermächtigung von Laien.* Nicht hauptamtliche Angestellte in der Seelsorge stehen im Zentrum der Gemeinde. Es sind jene Laien vor Ort, die vielfältige Aufgaben übernehmen. Diese sind von den Hauptamtlichen zu fördern und zu unterstützen. Gleichzeitig ermöglichen es die Freiwilligen, dass Seelsorgende die Grenzen eines kollektiv-egoistischen Pfarreiverständnisses sprengen. Nur so bleibt die Gemeinschaft offen. Hier ist auch die Verankerung einer impulsgebenden Pastoral zu sehen.

• *Pastoralräume und Seelsorgeeinheiten.* Bei der Errichtung und Zusammenführung von Pfarreien in grössere Einheiten, heute ein Gebot der Stunde, soll das Gemeindeleben vor Ort berücksichtigt werden. Diese dürfen nicht einfach «top down» errichtet werden.

Grundsätzlich ist das Subsidiaritätsprinzip als Ausdruck der Würde der Getauften zu respektieren. Nur so kann verhindert werden, dass bezahlte Seelsorgende einer Masse von zu betreuenden «Kunden» gegenübersteht und sich einst engagierte Laien guten Willens von der Kirche verabschieden.

Markus Arnold

[6] Zulehner Paul: Pastoraltheologie, Bd. 2. Gemeindepastoral, Düsseldorf 1989, 92–115.

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Ernennungen
Diözesanbischof DDr. *Felix Gmür* ernannte im neu errichteten Pastoralraum Rontal per 20. November 2016:
– lic. phil. *Beat Jung*, als Leitender Priester des Pastoralraumes Rontal und als Leitender Priester der Pfarreien St. Agatha Buchrain-Perlen (LU), Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU) und St. Martin Root (LU).
– Diakon *Daniel Unternährer-Emmenegger* als Pastoralraumleiter des Pastoralraumes Rontal und als Gemeindeleiter der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).

Missio canonica
Diözesanbischof DDr. *Felix Gmür* beauftragte (Missio canonica) im neu errichteten Pastoralraum Rontal per 20. November 2016:
– *Lukas Briellmann-Bucher* als Gemeindeleiter der Pfarrei St. Martin Root (LU).
– *Felix Bütler-Staubli* als Gemeindeleiter der Pfarrei St. Agatha Buchrain-Perlen (LU).
– *Renata Huber-Wirthner* als Pastoralassistentin in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Michaela Zurfluh Merkle* als Pastoralassistentin in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Peter Dubach-Baumann* als Katechet (KIL) in der Pfarrei St. Martin Root (LU).
– *Rita Lussi* als Katechetin (RPI) in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Pia Pfister* als Katechetin (KIL) in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Cécile Wendling* als Katechetin (RPI) in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Christoph Steiger* als Jugendarbeiter (RPI) in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).

Bischofsvikar *Ruedi Heim* beauftragte (Missio canonica) im neu errichteten Pastoralraum Rontal per 20. November 2016:
– *Johannes Frank* als Pastoralassistent in Ausbildung in der Pfarrei St. Martin Root (LU).
– *Monika Zumbühl Neumann* als Katechetin in Ausbildung (RPI) in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).
– *Yves Zurkirch* als Katechet in Ausbildung (RPI) in der Pfarrei St. Agatha Buchrain-Perlen (LU).

Im Herrn verschieden
Helmut Sorgenfrei, Dr. phil., em. Pfarrer, Zollikofen (BE), verstorben am 13. November 2016. Am 2. September 1937 in Rheinau (ZH) geboren, empfing der Verstorbene am 13. Juni 1976 in Basel die Priesterweihe. Nach der Priesterweihe stand er von 1976 bis 1980 als Vikar in Windisch (AG) und von 1980 bis 1981 in Baar (ZG) im Dienst. Von 1981 bis 1988 wirkte er als Pfarrer in Luterbach (SO). Anschliessend war er von 1988 bis 2003 als Pfarrer in Herzogenbuchsee (BE) im Einsatz. Zudem war er von 1999 bis 2002 Co-Dekan des Dekanats Bern Mittelland. Seinen Lebensabend verbrachte er ab 2003 in Zollikofen (BE) und Bern. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 21. November 2016 in der Pfarrkirche St. Franziskus Zollikofen (BE) statt.

BISTUM CHUR

Voranzeige
Erwachsenenfirmung 2017
Samstag, 4. März 2017, und Samstag, 9. September 2017, Kathedrale Chur, jeweils um 10.30 Uhr.
Anmeldefrist: bis spätestens 14 Tage vor der Feier an: Bischöfliches Ordinariat, «Erwachsenenfirmung», Hof 19, 7000 Chur.
Pfarrämter, die von diesem Angebot Gebrauch machen wollen, werden gebeten, Kandidatinnen und Kandidaten schriftlich anzumelden, unter Beilage des vorbereiteten Firm- und Taufscheins (Auszug aus dem Taufbuch). Erforderlich ist auch eine Bestätigung des Ortspfarrers über die Firmvorbereitung und den Besuch des Firmunterrichts. Bei der Anmeldung ist auch die Firmpatin/der Firmpate anzugeben.

Ausschreibung
Die Pfarrei Hl. Mauritius in St. Moritz (GR) wird auf den Sommer 2017 oder nach Vereinbarung für einen Pfarrer bzw. einen Pfarradministrator ausgeschrieben.
Interessenten sind gebeten, sich bis zum 23. Dezember 2016 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofsrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Im Herrn verstorben
P. *Ursmar Wunderlin* OFMCap, Spitalseelsorger, wurde am 12. April 1942 in Zeiningen (AG) geboren und am 2. Juli 1967 im Kapuzinerkloster in Solothurn zum Priester geweiht. Bereits seit 1966 war er als Seelsorger am Kantonsspital Winterthur sowie in verschiedenen Alters- und Pflegeheimen der Stadt tätig. Von 1992 bis 2000 amtete er zudem als Präsident der Vereinigung der katholischen Spital- und Krankenseelsorger/Innen. Er verstarb am 25. Oktober 2016 im Spital Schwyz. Der Trauergottesdienst fand am 3. November 2016 in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Winterthur statt. Die Urnenbeisetzung findet am 24. November 2016 im Kapuzinerkloster in Wil (SG) statt.

Martin Pfister, Pfarrer i. R., wurde am 8. Februar 1932 in Freienbach (SZ) geboren und am 22. März 1964 in Freienbach zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe wirkte er von 1964 bis 1967 als Vikar in Mulhouse im Elsass (F). Im Jahr 1967 kehrte er in die Schweiz zurück und wurde zuerst zum Vikar der Pfarrei Hl. Nikolaus in Hergiswil (NW) ernannt und ab dem Jahr 1973 zum Pfarrhelfer. Im Jahr 1979 wechselte er in die Pfarrei Hl. Josef in Niederurnen (GL) und amtete dort bis zum Jahr 1984 als Pfarrer. Im Jahr 1984 wurde er zum Pfarrer von Kägiswil (OW) ernannt. Nach 13 Jahren in diesem Amt blieb er anschliessend bis zum Jahr 2000 in Kägiswil als Pfarradministrator tätig. Im Jahr 2000 wechselte er ins Bistum Basel und wirkte bis zum Jahr 2013 in der Pfarrei Wiggen (LU) als Mitarbeitender Priester. Im Jahr 2013 trat er in den Ruhestand, den er zuerst in Marbach und dann in Kägiswil verbrachte. Er verstarb am 6. November 2016 in der Altersresidenz «am Schärme» in Sarnen. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 19. November 2016 in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Kägiswil statt; die Urnenbeisetzung fand anschliessend auf dem Friedhof in Kägiswil statt.

ALLE BISTÜMER

Bestattung
Die katholische Kirche hat eine neue Instruktion zur Bestattung veröffentlicht. Darin wird festgehalten, dass für Katholiken in erster Linie eine Erdbestattung, nicht eine Kremation gewählt werden sollte. Der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Charles Morerod, verdeutlicht diese Haltung. Siehe www.kath.ch/newsd

Manchmal ist der längere Weg der kürzere. P. Martin Werlen

Kursangebote zum Weiterkommen: www.plusbildung.ch

plusBILDUNG
ökumenische bildungslandschaft schweiz

Autorin und Autoren
Dr. *Urban Fink-Wagner,*
Inländische Mission,
Postfach, 6301 Zug
urban.fink@im-mi.ch
Lic. theol. *Detlef Hecking,*
Bibelpastorale Arbeitsstelle,
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
detlef.hecking@bibelwerk.ch
Dr. theol. *Stephan Schmid-Keiser,*
Redaktion SKZ, Maihofstrasse 76,
Postfach, 6002 Luzern
stephan.schmid@nzz.ch
Dr. phil. *Alois Odermatt,*
Bannstrasse 24, 6312 Steinhausen
al.odermatt@bluewin.ch
Dr. theol. *Markus Arnold,*
Dozent für Ethik und Studienleiter
RPI, Universität Luzern,
Frohburgstrasse 3, Postfach 4466,
6002 Luzern
markus.arnold@unilu.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@nzz.ch
www.kirchenzeitung.ch
www.e-periodica.ch

Redaktionsleitung
Walter Bucher
Dr. *Stephan Schmid-Keiser*

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)
Giuseppe Gracia (Chur)

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission
GV Dr. *Markus Thürig* (Solothurn)
GV Dr. *Martin Grichting* (Chur)
GV *Guido Scherrer* (St. Gallen)

Schweizer
Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT-KERZEN AG
Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81
Fax 055/412 88 14
LIENERT KERZEN

Portal kath.ch
Gratisinserat
Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

AZA 6002 LUZERN
SKZ 47 24. 11. 2016

Veranstaltungshinweis
Menschenrechte und Religionen

Freitag, 2. Dezember 2016, 9.15 bis 16.45 Uhr, Universität Luzern, Hörsaal 10

Neben ihrer primären religiösen und weltanschaulichen Bedeutung bringen sich Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften auch als soziale Akteure ein. Sie positionieren sich zur freiheitlich-demokratischen Rechtskultur. Eine besondere Rolle spielt dabei ihr Verhältnis zu den Menschenrechten. Diese Beziehung steht im Zentrum eines an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern in Verbindung mit der Yale University durchgeführten Forschungsvorhabens. Die mit dem Forschungsprojekt verbundene internationale Tagung an der Theologischen Fakultät verfolgt das Ziel, zum einen das Verhältnis zwischen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften (als nichtstaatliche Akteure) und den Menschenrechten zu bestimmen. Zum anderen soll das Verhältnis zu den Menschenrechten von Unternehmen als nichtstaatliche Akteure untersucht werden.

Schlusspunkt
Provinzversammlung der Schweizer Pallottiner

Am 13./14. November 2016 fand in Gossau SG die Provinzversammlung der Schweizer Pallottiner-Provinz St. Niklaus von Flüe statt, an der 15 Mitbrüder teilnahmen.

Obwohl die Schweizer Pallottiner-Provinz nur wenige Mitbrüder hat, so ist sie doch tätig in einem vielfältigen Apostolat, das von der Gemeindeseelsorge bis zum Presse- und Medienapostolat geht. Mit Ausnahme eines älteren Mitbruders sind alle Mitglieder der Schweizer Provinz im aktiven Leben. Der Altersdurchschnitt ist im Vergleich mit anderen Gemeinschaften relativ niedrig. Die personelle Knappheit und der fehlende Nachwuchs lassen den Blick in die Zukunft nicht ohne Sorgen.

Dieses Jahr beginnen nun die Wahlen der Provinzleitung für die nächste Amtsperiode 2017–2020. Das Anliegen der Provinzversammlung war darum eine Klärung der kommenden Herausforderung einer neuen Leitung und in diesem Zusammenhang die Vorbereitung der Wahlen.

Eine Mehrheit der Mitbrüder äusserte den Willen, auch künftig eine selbstständige Provinz zu bleiben, trotz der geringen Zahl. Folgerichtig sieht man in Projekten wie der internationalen Zusammenarbeit, der Studiengemeinschaft in Fribourg und des Aufbaus eines spirituellen Zentrums in Morschach SZ Schwerpunkte, derer sich eine künftige Provinzleitung besonders annehmen muss.

Die Provinzversammlung wurde zusammen mit Dr. Markus Thürig, Generalvikar der Diözese Basel, vorbereitet. Dr. Thürig moderierte die Versammlung, so dass ein lebhafter und offener Austausch über die anstehenden Probleme möglich wurde. Am Schluss der Versammlung starteten die Wahlen. Am 25. März 2017 wird die neue Provinzleitung ihr Amt antreten.